

Rezensionen

Georg Breidenstein

Einführungen in die Ethnographie

Sammelrezension zu:

Martyn Hammersley/Paul Atkinson: Ethnography. Principles in Practice, London/New York: Routledge ²1995. 336 S. Preis: £ 18.99.

Robert M. Emerson/Rachel I. Fretz/Linda L. Shaw: Writing Ethnographic Fieldnotes. Chicago/London: University of Chicago Press 1995. 254 S. Preis: \$ 13.00.

Paul Atkinson/Amanda Coffey/Sara Delamont/John Lofland/Lyn Lofland (Eds.): Handbook of Ethnography. London: Sage 2001. 640 S. Preis £ 75.00.

Die Sammelrezension läuft auf eine dreifache Lektüreempfehlung für diejenigen hinaus, die sich mit methodischen und methodologischen Fragen ethnographischer Forschung beschäftigen wollen. Es handelt sich um drei Titel, von denen ich meine,

dass sie sich wechselseitig sinnvoll ergänzen und die zusammengenommen einen fundierten Einstieg in die Forschungsstrategie der Ethnographie ermöglichen. Dass es sich um englischsprachige Literatur handelt, ist unvermeidlich, denn Vergleichbares gibt es deutschsprachig leider nicht.

Ich werde bei den beiden monographischen Einführungen jeweils einige Akzentuierungen des ethnographischen Forschungsprozesses referieren, um zum einen (hoffentlich) zur weiteren Rezeption der Bände anzuregen und zum anderen die Konturen einer „reflexiven“ Ethnographie anzudeuten, wie sie sich im angloamerikanischen Diskurs inzwischen herauskristallisieren, während sie im deutschen Sprachraum noch wenig entwickelt scheinen.¹ Das „Handbook of Ethnography“ kann hier demgegenüber nur überblicksartig charakterisiert und im Übrigen zur eigenen entdeckenden Lektüre empfohlen werden.

Die internationale Debatte um Ethnographie ist entscheidend geprägt durch die epistemologische Kritik ethnographischer Repräsentation, wie sie v.a. der Band „Writing Culture“ von Clifford und Marcus (1986) (vermutlich der meistzitierte Titel im „Handbook of Ethnography“) ausgelöst hat.² Es geht hier zum einen um eine selbstkritische Auseinandersetzung der Ethnologie mit ihrer Verwurzelung in kolonialen und postkolonialen Strukturen und um die (fragwürdige) Autorität, die

Ethnographen gegenüber den Beforschten beanspruchen. Zum anderen hat der „linguistic turn“, der die Sozialwissenschaften insgesamt betrifft und der die textuelle Verfasstheit und den rhetorischen Charakter allen (wissenschaftlichen) Wissens herausgearbeitet hat, die Ethnographie in besonderem Maße erfasst, insofern ihre Datenbasis von jeher aus (selbstgeschriebenen) Notizen und Berichten besteht. Während sich jedoch die epistemologische Kritik zu großen Teilen in der dekonstruktivistischen Lektüre ethnographischer Texte erging, handelt es sich bei den beiden im folgenden vorzustellenden Büchern um Versuche, die methodologische Reflexion auf den konkreten Forschungsprozess zu wenden.

Bei dem ersten Buch, das hier vorzustellen ist, „Ethnography. Principles in Practice“ der beiden Briten Martyn Hammersley und Paul Atkinson, handelt es sich um die zweite vollständig überarbeitete Fassung einer schon in der ersten Auflage (1983 erschienen) sehr erfolgreichen Einführung in die Ethnographie. Der Untertitel „Principles in Practice“ charakterisiert treffend die Zielrichtung des Bandes: prinzipielle methodologische Überlegungen an konkrete forschungspraktische Problemstellungen zu knüpfen, Ethnographie nicht im Sinne eines Sets an Methoden zu vermitteln, sondern nur im Kontext permanenter methodologischer Reflexion. Um es vorweg zu sagen: Diese (seltene) Verbindung von Methodologie und methodischen Erörterungen gelingt weitgehend, was vermutlich der großen forschungspraktischen Erfahrung der beiden Autoren und ihrem immensen Überblick über die ethnographische Literatur zugleich zu verdanken ist.

Hammersley und Atkinson vertreten das Projekt einer „reflexiven“ Ethnographie, dessen wissenschaftstheoretische Begründung sie im ersten Kapitel skizzieren. Aus der in weiten Teilen nicht mehr hintergehbaren politischen wie epistemologischen Kritik sowohl des „Positivismus“ wie des „Naturalismus“ folge die Verwiesenheit der Sozialforscher auf die permanente

Reflexion des eigenen Tuns und auf die Einsicht, immer schon Teil der beforschten sozialen Praxis zu sein. Die schlichte Erkenntnis „there is no way in which we can escape the social world in order to study it“ (S. 17) begründet einen enormen Reflexionsbedarf für die ethnographische Forschungspraxis, der im Verlauf der weiteren Kapitel entfaltet wird.

Der Gang des Buches folgt den Etappen des ethnographischen Forschungsprozesses: Behandelt werden Probleme des Forschungsdesigns, des Feldzugangs, der Beziehungen im Feld, dann der Datenerhebung und -analyse im engeren Sinn, um schließlich Fragen ethnographischen Schreibens und der Forschungsethik zu reflektieren.

Ein zentrales Kapitel ist das Vierte über „Field relations“: Anhand der detaillierten und differenzierten Behandlung von Problemen der Gestaltung und Handhabung von persönlichen Beziehungen im Prozess der Feldforschung werden zentrale Fragen der ethnographischen Forschungsstrategie schlechthin erörtert. Das vierte Kapitel verknüpft sich mit den einleitenden Bemerkungen über eine reflexive Ethnographie, in der die Bedeutung der Person der Ethnographin nicht zu minimieren, sondern zu reflektieren ist.

Hammersley und Atkinson sprechen das Erfordernis der bewussten Gestaltung der eigenen Person unter dem Stichwort „impression management“ an. Dies umfasst Überlegungen zur Kleidung und persönlichen Ausstattung bis hin zur Gestaltung von Gesprächssituationen, die im Wesentlichen dem Ziel der Etablierung von Vertrauen und „Normalität“ in den Beziehungen zu den Beforschten dienen. Dabei stößt man natürlich auf deutliche Grenzen der Anpassung an das Feld, die v.a. in der eigenen Geschlechtszugehörigkeit, aber auch im Alter, sozialen Herkunftsmilieu oder in ethnischer Zugehörigkeit begründet liegen können.

Welche „Rolle“ der Ethnograph für sich selbst im Feld anstreben soll, ist in der Methodenliteratur häufig und kontrovers diskutiert worden. Selbstverständlich gibt

es auch hier keine allgemeingültigen Empfehlungen, aber doch einige, wie ich meine, nützliche Bestimmungen: erstrebenswert sei die Position des „acceptabel incompetent“ (S. 99) im Feld. Die Position des (lernenden) Novizen ist allerdings nicht in jedem Feld möglich und oft nur am Anfang des Forschungsprozesses plausibel. Unterschiedliche Rollen im Feld sind mit unterschiedlichen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis verknüpft. Die komplette (möglicherweise verdeckte) Teilnahme und die außenstehende (möglicherweise verdeckte) Beobachtung vermeiden zwar Reaktionen der Beforschten auf die Forschungssituation, aber sie teilen interessanterweise den Nachteil, nicht nachfragen und sich etwas erklären lassen zu können. Hammersley und Atkinson diskutieren eindrucksvoll die praktischen Probleme und Belastungen, die aus jener sozialen Randposition resultieren können, die sich für viele Ethnologen im Feld anbietet. „Managing Marginality“ in der Feldforschung meint aber nicht nur, mit der sozialen Erfahrung der Randständigkeit zurecht zu kommen, sondern v.a. die Anstrengung, diese Position aufrecht zu erhalten und immer wieder herzustellen. Es geht oft darum, eine zu große und vorschnelle Vertrautheit zu vermeiden, die die intellektuelle Distanz und Analyse erschwert: „The ethnographer needs to be intellectually poised between familiarity and strangeness“ (S. 112).

Die Erwägungen und mit zahlreichen Beispielen gespickten Ausdifferenzierungen zu den Bedingungen und Optionen der Gestaltung von „Field relations“ laufen letztlich auf das Plädoyer hinaus, die eigene Rolle im Feld und die Beziehungen zu den Beforschten strategisch zu handhaben und das Ziel der Datenerhebung nicht aus dem Auge zu verlieren: „one should never surrender oneself entirely to the setting or to the moment. In principle one should be constantly alert, with more than half an eye on the research possibilities that can be seen or engineered from any and every social situation“ (S. 116).

Im 7. Kapitel „Recording and organizing data“ und dem damit eng zusammenhän-

genden 8. Kapitel „The process of analysis“ positionieren sich die Autoren gegenüber aktuellen Debatten um die Möglichkeiten und Grenzen technischer Aufzeichnungsverfahren und computergestützter Auswertung. Hammersley und Atkinson nehmen einen eher klassischen Standpunkt ein und argumentieren, dass die Sensibilität des Ethnologen für den sozialen Kontext von (Sprach-)Handlungen durch kein Aufnahmegerät zu ersetzen sei. Den Prozess der Analyse betreffend insistieren die Autoren auf jener unmittelbar mit der Datenerhebung verschränkten Praxis der permanenten Reflexion und Interpretation, die das Herzstück einer reflexiven Ethnologie ausmache. Dieser „interne Dialog“ der Ethnologin wird in analytischen Notizen und Memos herauspräpariert und lässt sich durch noch so ausgefeilte Computerprogramme nicht ersetzen: „There is no mechanistic substitute for those complex processes of reading and interpretation“ (S. 203).

In den Kern der Debatten um ethnographische Repräsentation, Rhetorik und Autorität führt das 9. Kapitel „Writing ethnography“. Hammersley und Atkinson stellen sich ohne zu zögern auf den Boden jenes durch den „linguistic turn“ in den Sozialwissenschaften etablierten Verständnisses von Texten „as the products of readers' and writers' work“ (S. 240). Dieses Verständnis bedeute nicht, dass das Verhältnis zwischen dem ethnographischen Text und der sozialen Realität beliebig geworden wäre. Es hat allerdings zur Folge, dass Ergebnisse ethnographischer Forschung nicht (mehr) einfach „niedergeschrieben“ werden können, sondern auch und gerade die Praxis des Schreibens der Reflexion auf ihre Bedingungen und Grenzen bedarf: „A thorough awareness of the possibilities of writing is now an indispensable part of the ethnographer's methodological understanding“ (S. 255). Um ein Bewusstsein für die Möglichkeiten von Sprache zu entwickeln, empfehlen Hammersley und Atkinson z.B. ausgedehnte und v.a. breite Lektüre, die sich nicht nur auf die einschlägige Fachliteratur erstreckt, sondern auch sog. „fiktionale“ Texte einschließt.

Festhalten lässt sich, dass der Band von Hammersley und Atkinson in hervorragender Weise einen Einstieg in die Beschäftigung mit methodologischen und methodischen Problemen des ethnographischen Forschungsprozesses ermöglicht. Zugleich gewähren die zahlreichen aus den unterschiedlichen ethnographischen Studien zitierten Ausschnitte einen Einblick in die weit verzweigte Forschungslandschaft der (soziologischen) Ethnographie. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Vielzahl und Beliebigkeit der Ausschnitte, was die Untersuchungsgegenstände betrifft, auf die Dauer etwas ermüdend wirken.

Falls nach der Lektüre von Hammersley und Atkinson noch ein Wunsch offen geblieben sein sollte, dann möglicherweise der nach Präzisierung und Detaillierung einiger Überlegungen hinsichtlich der konkreten Praxis der Feldforschung. (Der Breite der Darstellung von Hammersley und Atkinson sind durchaus einige Oberflächlichkeiten geschuldet.) Dieses Bedürfnis lässt sich stillen, indem man das Buch von Robert Emerson, Rachel Fretz und Linda Shaw zur Hand nimmt.

Emerson, Fretz und Shaw verbinden einen im besten Sinne pragmatischen und an konkreten Problemen orientierten Zugriff auf den ethnographischen Forschungsprozess mit einem Ansatz, der den Reflexivitätsanforderungen, die durch die „Writing Culture“ Debatte gesetzt sind, gerecht wird. Das amerikanische Autorenteam bemerkt zurecht, dass sich bis dato Analysen ethnographischen Schreibens nahezu ausschließlich auf fertige Produkte, auf die Rhetorik veröffentlichter Ethnographien beziehen und die davor liegende Praxis des Schreibens nicht im Blick haben.

Emerson, Fretz und Shaw identifizieren im Anfertigen ethnographischer Beobachtungsprotokolle ein bis dahin vernachlässigtes Methodenproblem. Dabei sind „Fieldnotes“ weniger „Feldnotizen“ im Sinne der im Feld notierten Stichworte (diese werden später als „jottings“ thematisiert), sondern die dann am Schreibtisch ausgearbeiteten Beschreibungen, die Protokolle. Diese stellen im ethnographischen Forschungspro-

zess sicherlich eine zentrale Textsorte dar, sie bilden in den meisten ethnographischen Projekten die wichtigste „Datenbasis“, doch die genauen Umstände und Verfahren ihrer Produktion werden selten thematisiert. Zu sehr scheinen die „Fieldnotes“ dem persönlichen Stil und der Intuition des Ethnographen überlassen, als dass man sie methodisieren könnte. Emerson, Fretz und Shaw setzen sich zum Ziel, die Fieldnotes zu demystifizieren und genau den Prozess der Überführung von Beobachtung und Erfahrung in Texte in das Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Dabei wollen sie zeigen, wie das Schreiben der Fieldnotes unausweichlich mit methodologischen und theoretischen Fragen verknüpft ist.

Es geht in dem Buch, insofern ist der Titel etwas irreführend, nicht nur um das Abfassen der „Fieldnotes“, sondern um nahezu den gesamten Forschungsprozess, der Schritt für Schritt anhand der Reflexion grundlegender Prozeduren ethnographischen Schreibens nachgezeichnet wird. Die Betrachtung lässt allerdings die Entwicklung der Fragestellung, Konzipierung des Forschungsdesigns und Probleme des Feldzugangs aus und steigt ein mit dem Verhältnis von Teilnahme, Beobachtung und „jotting notes“ im Feld. Dann geht es in zwei zentralen Kapiteln des Buches um das Abfassen der Fieldnotes am heimischen Schreibtisch. Der ethnographische Forschungsprozess als Schreibprozess wird schließlich weiterverfolgt, durch den Prozess der Analyse und Theoretisierung hindurch zum letztendlichen Abfassen der ethnographischen Monographie. Dabei sind die interessantesten Passagen in dem Buch von Emerson, Fretz und Shaw diejenigen, die spezifische, die Praxis des Schreibens und die Bedeutung des Schreibens für die Forschungspraxis betreffende Fragen behandeln.

Dies beginnt beim eiligen Notieren von Stichworten im Feld (Kap. 2): Einerseits sind immer wieder Entscheidungen zwischen Beobachten (hinschauen) und Aufschreiben (in den Notizblock schauen) zu treffen, andererseits gibt es so etwas wie

einen sozialen „Takt“ des Notizen Machens, der es vermeidet, Dinge offen zu notieren, die die Teilnehmer als geheim oder etwa peinlich ansehen. Neben Hinweisen, die die Detaillierung und Konkretion der Notizen betreffen, ist v.a. die grundsätzliche Bestimmung einer auf das Schreiben gerichteten Beobachtung zentral: „an ethnographer experiences events as potential subjects for writing. Like any other writer, an ethnographer learns to recognize potential writing scenes and to see and hear in terms of written descriptions“ (S. 35).

Komplexere schriftstellerische Entscheidungen sind dann am heimischen Schreibtisch beim Abfassen der ausführlicheren Fieldnotes zu treffen (Kap. 3): Erzählperspektive, Auslassungen, Personencharakterisierung u.v.m. Doch bei aller Bewusstheit über die Gestaltung und Gestaltbarkeit der Feldprotokolle empfehlen Emerson, Fretz und Shaw spontanes und flüssiges Schreiben, das sich nicht unbedingt um Konsistenz und Stringenz bemüht. Es gehe darum, einen „writing mode“ zu entwickeln, der nicht durch zu viel Reflexion behindert wird. Ein davon zu unterscheidender „reading mode“ kommt erst nachgängig zum Zuge: Dann sei die selbstkritische Analyse schriftstellerischer Entscheidungen und der Formen der Konstruktion textueller Realitäten nicht nur möglich, sondern auch angebracht (S. 65).

Das 4. Kapitel „Creating Scenes on the Page“ behandelt ausführlich Strategien deskriptiven Schreibens. Die Hinweise, welche Detaillierung, Bildlichkeit, Dialogizität und Personencharakterisierung in den Protokollen betreffen, sind für sich genommen wenig überraschend, in der Zusammenschau jedoch durchaus nützlich.

Als Richtschnur des Schreibens, die v.a. vor normativen Impulsen schützen soll, formulieren Emerson, Fretz und Shaw: „to keep in mind that the ethnographer’s task is to write a description that leads to an empathetic understanding of the social world of others“ (S. 72). Hier kommt ein gewisses (kulturanthropologisches) Pathos zum Ausdruck, das in dem Buch gelegentlich aufscheint, aber letztlich nicht sehr

dominant wird. Aus ethnomethodologischer Perspektive etwa würde man von vornherein eine größere (und prinzipielle) Differenz zur Teilnehmerperspektive annehmen.

Für ein Verständnis von Ethnographie, das auf Theoriebildung gerichtet ist, ist dann die Integration und Handhabung analytischen Schreibens auch schon innerhalb der Fieldnotes entscheidend. Die Autoren unterscheiden zwischen „asides“, kurzen eingeschobenen Gedanken, die sich auf spezifische Szenen beziehen, „commentaries“, ausgearbeiteteren Reflexionen, in denen die Aufmerksamkeit kurzfristig das Geschehen im Feld verlässt und sich sozusagen an ein außenstehendes Publikum wendet, und schließlich „in-process-memos“, bei denen es sich um Produkte ausgedehnteren analytischeren Schreibens handelt, die ein gewisses „time-out“ vom Protokollieren erfordern und z.B. methodologische Fragen erörtern. In welcher Form auch immer – analytisches Schreiben ist nach Auffassung der Autoren notwendiger Bestandteil der Fieldnotes: „In-process analytical writing ... increases the possibility of making the kinds of observations needed to develop and support a specific analysis“ (S. 105).

Der Prozess der Analyse, der schon das Schreiben der Fieldnotes begleitet, wird dann intensiviert im Kodieren der Protokolle, im Entwickeln unterschiedlicher Memos und in der Suche nach den zentralen Themen der Ethnographie. In den der Datenanalyse gewidmeten Kapiteln distanzieren sich die Autoren an verschiedenen Stellen vom Modell der „Grounded Theory“, das (immer noch) weite Teile des methodologischen Denkens über Ethnographie dominiert, insofern sich die dort vorausgesetzte Trennung zwischen „Daten“ und „Analyse“ gar nicht trennscharf durchhalten lasse: „analysis pervades all phases of the research enterprise“ (S. 144).

Die weitere Darstellung betrifft das Schreiben der ethnographischen Studie, die Entscheidung für bestimmte Themen, die Handhabung der Fieldnotes im ethnographischen Text und die Balance zwischen empirischer Fülle und analytischer

Abstraktion. – Das alles ist hier nicht mehr im Detail nachzuzeichnen. Doch es sollte deutlich geworden sein, wie praxisnah und auf den konkreten Forschungsprozess bezogen der Einführungsband des amerikanischen Autorenteam ausfällt. Die Entscheidung, die Darstellung entlang konkreter „writing choices“ im ethnographischen Forschungsprozess zu entwickeln, erweist sich als sehr plausibel. Zwar werden einige Methodenfragen wie etwa der Feldzugang, Beobachterrollen im Feld oder auch Strategien der Theoriebildung nur am Rande angesprochen, dennoch handelt es sich um die konkreteste und zugleich reflektierteste Einführung in die Ethnographie, die meiner Einschätzung nach auf dem Markt ist.

Zusätzliche Anschaulichkeit gewinnt die Darstellung durch eine Fülle an Beispielen – Notizen, Protokolle und Memos aus den verschiedensten ethnographischen Forschungen. Eine Fülle allerdings, die stellenweise auch anstrengend ist. Zu disparat sind die empirischen Felder, aus denen die Beispiele stammen, als dass man sich in jedes vertiefen möchte. Doch davon unabhängig überzeugt der Ansatz von Emerson, Fretz und Shaw insgesamt, indem er die zugleich offene und sorgfältige analytische Einstellung von der Untersuchung fremder Kulturen auf die Rekonstruktion der eigenen Forschungspraxis überträgt: „In training the reflexive lens on ourselves, we understand our own enterprise in much the same terms that we understand those we study“ (S. 216). Hier ist ein Weg angedeutet, auf dem die oft abstrakte methodologische Debatte um Reflexivität in konkrete Methodenreflexion überführt werden kann.

Neben den beiden bis hierhin besprochenen Büchern gilt der dritte Griff derjenigen, die in ethnographische Forschung einsteigen will, dem soeben erschienenen „Handbook of Ethnography“. Das Handbuch, für dessen Herausgabe sich mit Paul Atkinson, Amanda Coffey und Sarah Delamont drei bekannte britische Ethnologinnen und Ethnologen mit John und Lyn Lofland aus den USA zusammgefunden haben, ermöglicht einen einmaligen

Überblick über Geschichte, intellektuelle Wurzeln, Forschungsgebiete und aktuelle Entwicklungen in der Ethnographie. Schon ein erstes Blättern und eine kursschnelle Lektüre in dem voluminösen Band machen klar: bei der Ethnographie handelt es sich um weitaus mehr (und zugleich weniger) als eine „Methode“. Es geht um einen forschenden Zugang zu sozialer Realität, der in der internationalen Diskussion (anders als in Deutschland) fast gleichzusetzen ist mit „qualitativer Forschung“ schlechthin.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber des Handbuchs vertreten in ihrer Einleitung ein relativ breites Verständnis von Ethnographie, das viele Spielarten einschließt. Sie widersprechen auch explizit einem historischen Entwicklungsmodell, wie es etwa von Denzin und Lincoln vertreten wird, das die Diversifizierung ethnographischer Forschung als postmoderne Errungenschaft feiert. Ein solches Modell überschätze die Orthodoxie traditioneller, „realistischer“ Ethnographie und verkenne die Vielfalt, die die ethnographische Tradition auszeichne und die z.B. enge Beziehungen zu Literatur und Ästhetik schon in der frühen „Chicago School“ einschließe.

Bei aller Heterogenität der Herkünfte und Kontexte jedoch bleibe definierendes Merkmal ethnographischer Forschung, so bestimmt das Herausgeberteam, die Felderfahrung und teilnehmende Beobachtung vor Ort: „we believe that ethnographic research remains firmly rooted in the first-hand exploration of research settings. It is this sense of social exploration and protracted investigation that gives ethnography its abiding and continuing character“ (S. 5).

Das Handbuch tritt mit dem doppelten Anspruch der Interdisziplinarität und der Internationalität auf. Die Einlösung dieser Ansprüche scheint nur teilweise gelungen: Interdisziplinarität – insofern neben der Soziologie, der alle fünf Herausgeberinnen und Herausgeber und die überwiegende Zahl der Beiträge entstammen, auch die Ethnologie bzw. Kulturanthropologie, die Herkunftsdisziplin der Ethnographie, mit relevanten Autoren und Debatten vertre-

ten ist (soweit ich es beurteilen kann). Internationalität – nur insoweit als die Liste der Autorinnen und Autoren neben jeweils ca. 20 Namen aus den USA und aus Großbritannien auch jeweils zwei aus Australien und den Niederlanden und eine Autorinnengruppe aus Finnland umfasst. Dass weder die deutsche noch die französische Ethnographie vertreten sind, verweist auf die Sprachbarriere in der Rezeption, die übrigens auch nahezu alle Einzelartikel kennzeichnet.

Das Handbuch ist in drei große Abteilungen gegliedert: Der erste Teil befasst sich mit den unterschiedlichen disziplinären und intellektuellen Kontexten, in denen ethnographische Forschung betrieben wurde und wird, der zweite gibt einen Überblick über Forschungsgebiete und -gegenstände ethnographischer Studien und der dritte Teil ist der Reflexion ethnographischer Praxis aus unterschiedlichen Perspektiven gewidmet.

Die erste Abteilung enthält elf Beiträge. Diese reichen von der „Chicago School“ und dem Symbolischen Interaktionismus über die amerikanische Kulturanthropologie, die britische Sozialanthropologie, Ethnomethodologie, Phänomenologie, Semiotik bis hin zur Grounded Theory. Diese Kapitel sind größtenteils sehr informativ und schlüssig – die verschiedenen theoretischen Kontexte, in denen die Ethnographie sich entwickelt hat bzw. zu deren Entwicklung sie beigetragen hat, lassen sich relativ gut kanonisieren. Einen ersten Stachel der Irritation stellt jedoch schon im ersten Teil ein Beitrag über „Orientalism“ dar. Julie Marcus referiert die Thesen aus dem gleichnamigen Buch von Said und deren Folgen für das Selbstverständnis ethnologischer Forschung³ – hier geht es also weniger um die Vergewisserung der Tradition als um deren Kritik.

Im zweiten Hauptteil werden zunächst mit dem Gesundheitssystem, dem Erziehungswesen, Devianz und der Arbeitswelt vier klassische Gebiete ethnographischer Forschung dargestellt, um dann mit empirischer Wissenschaftsforschung und Kindheitsforschung zwei neuere Forschungsfel-

der der Ethnographie zu skizzieren. Dabei gehen die einzelnen Artikel sehr unterschiedlich an die schwierige Aufgabe heran, jeweils in ein ganzes Forschungsfeld einzuführen. Der Beitrag von Gordon, Holland und Lahelma etwa über „Ethnographic Research in Educational Settings“ ist enzyklopädisch angelegt und verarbeitet mehr als 150 ethnographische Studien aus dem Bereich des Erziehungssystems und sortiert diese z.T. etwas vage nach ihrer theoretischen Provenienz. Während die entsprechende Bibliographie ausgesprochen verdienstvoll ist, wünschte man sich doch etwas stärkere inhaltliche Akzentuierungen in der Darstellung. Einen anderen Weg wählt Allison James, die sich in ihrem Artikel zur „Ethnography in the Study of Children and Childhood“ auf die Ausführung einer zentralen These konzentriert: Die Ausbildung und Entwicklung einer neuen Soziologie der Kindheit, die sich von dem Paradigma der Sozialisation löst und die Eigenständigkeit und Gegenwärtigkeit von Kinderwelten in den Mittelpunkt stellt, sei v.a. den spezifischen Potenzialen der Ethnographie als Methode zu verdanken: „... it is the use of ethnography as a research methodology which has enabled children to be recognized as people who can be studied in their own right within the social sciences“ (S. 246).

Vier weitere Artikel des zweiten Teils behandeln jene Bereiche kulturwissenschaftlicher Forschung, von denen das Herausgeberteam annimmt, dass sie für die Weiterentwicklung von Ethnographie besonders relevant sind: „Material Culture“, „Cultural Studies“, sprachliche Kommunikation und Visualität. Diese Einteilung ist sicher nicht ganz überschneidungsfrei und die einzelnen Themen werden wiederum sehr unterschiedlich angegangen. Der lesenswerte Artikel von Jost van Loon etwa über Ethnographie als „Critical Turn in Cultural Studies“ entfaltet eine präzise methodologische Argumentation, die von Stuart Hall ihren Ausgang nimmt und in eine Auseinandersetzung mit post-strukturalistischen Positionen führt. Insofern diese Überlegungen nicht

auf einen bestimmten Gegenstandsbereich ethnographischer Forschung bezogen sind, hätten sie allerdings eher in den ersten Teil des Handbuches gehört. Der Beitrag von Elisabeth Keating hingegen zur „ethnography of Communication“ bezieht sich relativ eng auf eine spezifische Forschungslinie, die auf Hymes und Gumperz zurückgeführt wird und sich der Analyse situierter sprachlicher Aktivitäten widmet.

Der dritte Hauptteil des Handbuches schließlich versammelt Auseinandersetzungen und Reflexionen über die ethnographische Forschungspraxis. Zunächst greift ein Artikel von Christopher Wellin und Gary A. Fine einen selten thematisierten Aspekt ethnographischer Professionalität auf: „Career Sozialisation, Settings and Problems“. So sei es z.B. auffällig, dass die Ethnographie als sehr arbeits- aber wenig kostenintensive Forschungsstrategie oft im Rahmen von Dissertationen stattfindet und seltener im weiteren Verlauf akademischer Karrieren beibehalten werde! In den anderen Beiträgen geht es dann um ethische Fragen im Kontext ethnographischer Forschung und um methodische Probleme im engeren Sinn: „Fieldnotes“, „Ethnographic Interviewing“, „Narrative Analysis“, „The Call of Life Stories in Ethnographic Research“ bis hin zu „Computer Applications in Qualitative Research“.

In einer letzten Gruppe von Beiträgen werden dann jene methodologischen Debatten um ethnographische Repräsentation und Reflexivität explizit aufgegriffen, die schon vorher in einer ganzen Reihe von Artikeln eine Rolle spielen. Über das ganze Handbuch hinweg wird deutlich, was die Herausgeber schon in der Einleitung konstatiert hatten: „The dual crisis of representation and legitimation form the new taken-for-granted“ (S. 3). Aber die methodologische Diskussion hat sich ausdifferenziert seit „Writing Culture“ (1986) von Clifford/Marcus, wie sich an den letzten Artikeln ablesen lässt: „Autobiography, Intimacy and Ethnography“, „Feminist Ethnography“, „Ethnography after Postmodernism“, „Ethnodrama: Performed Research – Limitations and Potential“.

Eine aktuelle Linie scheint darin zu liegen, die Aporien der Repräsentation des Fremden in Richtung einer Reflexion auf die eigene (Forscher-)Person und ihre Präsentation aufzulösen. Die Ethnographie wird hier tendenziell zur „Autoethnographie“ (Reed-Danahay). Diese Option wird jedoch z.B. von Patti Lather in dem sehr inspirierenden Artikel zu „Postmodernism, Post-structuralism and Post(Critical) Ethnography“, der das Handbuch abschließt, als Romantisierung des sprechenden Subjektes kritisiert: „From the perspective of the turn to epistemological indeterminism, authenticity and voice are reinscriptions of some unproblematic real“ (S. 483). Doch wie wäre umzugehen mit der Erschütterung der Möglichkeit der Begründung von Wissen? Noch einmal Patti Lather: „By working the limits of intelligibility and foregrounding the inadequacy of thought to its object, a stuttering knowledge is constructed that elicits an experience of the object through its very failures of representation“ (S. 484). So weit muss man (vielleicht) nicht gehen und derartige Erwägungen sind relativ weit von alltäglicher Forschungspraxis entfernt, doch insgesamt wird man konstatieren können, dass sich das Feld der Ethnographie durch einen Grad an Reflexivität auszeichnet, der in der Lage sein könnte, neue Dimensionen der Sozialforschung zu eröffnen. Das „Handbook of ethnography“ jedenfalls erscheint vor diesem Hintergrund als eine gelungene Verknüpfung zwischen Verwaltung und Bilanzierung der Tradition einerseits und lebendiger Auseinandersetzung um methodologische Innovation andererseits.

Anmerkungen

- 1 Vgl. allerdings Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M. 1997.
- 2 James Clifford/George E. Marcus (Eds.): Writing Culture. The Poetics

- and Politics of Ethnography. Berkeley 1986. Diese Debatte ist ausgezeichnet dokumentiert in Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M. 1993.
- 3 Said, Edward W.: Orientalism, London 1978.

Jeanette Böhme

Rezension: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2000. 768 S., ISBN 3-499-55628-6. Preis: € 19,90

Uwe Flick und Ernst von Kardorff sind in der systematisierenden Methoden- und Methodologiediskussion keine unbekannteren Autoren. Die Grundlage dafür stellt das 1991 erschienene „Handbuch Qualitative Sozialforschung“, das beide mit Stephan Wolff, Lutz von Rosenstiel und Heiner Keupp herausgaben und mit Letzterem erneut 1995 auflegten. Flick veröffentlichte 1995 im Rowohlt Taschenbuch Verlag ein Buch über „Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaft“ und der Band „Triangulation. Methodologie und Anwendung“ ist im Verlag Leske + Budrich angekündigt. Für die hier zu diskutierende 2000er Handbuchausgabe haben Flick und von Kardorff als Mitherausgeberin Ines Steinke gewinnen können, die 1999 eine Monographie zu der aktuellen Diskussion um „Kriterien für die Bewertung qualitativer Forschung“ veröffentlichte. Und so lässt sich bereits mit Blick auf die Herausgeber der ausformulierte Anspruch des Handbuches ‚ablesen‘: einerseits „Bestandsaufnahme und Ortsbestimmung der sich differenzierenden qualitativen Forschung“ zu sein und andererseits die „neueren Trends im Bereich der Theorie und Methodenentwicklung“ aufzuzeigen (S. 27).

Die Rezension der 768seitigen Publikation kann nur auszugsweise inhaltlich konkret, zumindest aber verweisend auf die insgesamt 55 Beiträge eingehen. Anderes drängt sich auf, nicht nur weil es den Herausgebern gelungen ist, Autoren für den Band zu gewinnen, die als ausgewiesene Experten für die versammelten Forschungsansätze und -probleme gelten. Das Handbuch ist in sieben Kapitel untergliedert: Nach einer Einleitung folgt im zweiten Teil die Vorstellung paradigmatischer Forschungsstile am Beispiel ausgewiesener Forscher, drittens werden grundlagentheoretische Bezüge und Problemfokussierungen von Forschungsansätzen vorgestellt, im vierten Kapitel werden die methodologischen Diskursarenen eröffnet, im fünften wird auf qualitative Methoden sowie Forschungspraxis und im sechsten auf kontextspezifische Probleme, wie Ethik, Verwendung, Lehre und zukünftige Herausforderungen qualitativer Forschung eingegangen.

Erfrischend wirkt die *Eröffnung des Handbuches*, in der nicht – mit gekränktem Blick auf den ‚großen quantitativen Bruder‘ – die Geschichte des qualitativen Emanzipationskampfes erzählt wird. Anstelle wird die Frage aufgeworfen: Was ist qualitative Forschung? Die erste Antwort lautet: eine „normal science“ (S. 13). Und so zeigt diese rhetorische Selbstverständigung zum Auftakt des Bandes, dass man auf dem besten Wege dahin ist. Schließlich lockt die nächste Teilüberschrift zum Weiterlesen: „Einladung zur qualitativen Forschung“ (S. 14). Dies ist nun interessant, vorausgesetzt man fragt sich: Wer lädt wen in welcher Situation ein? So spricht man in der Regel Einladungen aus, wenn sich antizipierte Begegnungen nicht naturwüchsig ergeben. Entweder weil der Eingeladene potentiell unwillig oder skeptisch dieser gegenüber steht und daher umworben werden muss. Oder weil es sich bei dem, der einlädt, um einen streng selektierenden Türöffner handelt. So oder so, mit dem Kauf dieses Buches hat man die Einladung in die „normal science“ in der Hand. In dieser findet sich schließlich auch die zwei-

te Antwort auf die Frage, was diese ‚normal science‘ kennzeichnet: „Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben“ (S. 14). Dass der formulierte Anspruch die Ausdifferenzierung der qualitativen Forschungslandschaft unterbietet, dürfte schließlich auch dem eingeladenen Einsteiger an der Stelle evident werden, wo diese über drei Hauptlinien systematisiert wird (vgl. S. 18): ‚Anspruchsgemäß‘ fokussiert die Linie in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus sowie der Phänomenologie, auf die „eher subjektiven Bedeutungen und individuellen Sinnzuschreibungen“ und ethnomethodologische sowie konstruktivistische Ansätze zeigen sich auch noch in diesem Sinne an „Routinen des Alltags und der Herstellung sozialer Wirklichkeit“ interessiert. Schwer lassen sich dagegen die strukturalistischen und psychoanalytischen Ansätze zu der formulierten Kennzeichnung qualitativer Forschung in Beziehung setzen, die nicht nur „von der Annahme von latenten sozialen Konfigurationen sowie von unbewussten psychischen Strukturen und Mechanismen“ ausgehen, sondern darauf ihr Forschungsinteresse zentrieren. So überzeugend die vorgestellten Hauptlinien auch sind, lässt sich hier eine unterschwellige entwertende Marginalisierung strukturalistischer und psychoanalytischer Orientierungen in einem verengten Bild qualitativer Forschung ausmachen. Dies setzt sich fort. So werden in der Einleitung den Hauptlinien Verweise auf weiterführende Beiträge im Theoriekapitel zugeordnet: Zur ersten Hauptlinie die Beiträge von Roland Hitzler und Thomas S. Eberle zur phänomenologischen Lebensweltanalyse sowie von Norman K. Denzin zum Symbolischen Interaktionismus und zur zweiten die Beiträge von Jörg R. Bergmann zur Ethnomethodologie sowie von Uwe Flick zum Konstruktivismus. Die strukturalistische und psychoanalytische Linie wird „last and least“ weniger bedacht. So wird der strukturalistischen Forschungslinie kein weiterführender Verweis auf Beiträge im Band angefügt, obwohl ein

solcher auf die „Sozialwissenschaftliche Hermeneutik“ von Hans-Georg Soeffner angebracht gewesen wäre. Schließlich werden hier die theoretischen Grundlagen zur hermeneutischen Wissenssoziologie vorgestellt, auf die sich Jo Reichertz im Methodenteil bezieht. Dort wiederum wird deutlich gemacht, dass sich die Forschungsperspektive einer hermeneutischen Wissenssoziologie auch aus der kritischen Auseinandersetzung mit der Objektiven Hermeneutik generiert hat. Die Nachvollziehbarkeit dieses Diskurses setzt jedoch eine Darstellung des genetischen Strukturalismus voraus, die den ‚Einsteigern‘ in qualitative Forschung im Theorieteil der nächsten Ausgabe des Handbuches nicht vorenthalten bleiben sollte. Mit Blick auf die psychoanalytische Forschungslinie finden sich zwei Hinweise, die jedoch nicht in das grundständige dritte Theoriekapitel führen. Vielmehr wird eher verstreut sowohl auf den Beitrag von Maya Nadig und Johannes Reichmayr zum Forschungsstil der Ethnopschoanalytiker Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy als auch auf den Methodenbeitrag von Hans-Dieter König zur Tiefenhermeneutik verwiesen. Gerade im Letzteren findet der Leser zwar zentrale theoretische Grundlagen etwa zum psychoanalytischen Verständnis von Alfred Lorenzer pointiert dargestellt, die dann mit der methodischen Anwendung am Fall gekonnt verknüpft werden, jedoch wäre eine Entzerrung in zwei Beiträge gewinnbringender. Zudem hätte die Ergänzung eines Theoriebeitrages zur Psychoanalyse als Interaktions- und Sozialisierungstheorie nicht nur die Stringenz in der Systematik gesteigert.

Im *zweiten Teil* wird dann das ‚Kochrezept‘ „Wie qualitative Forschung gemacht wird“ angekündigt und dabei der Bezug auf „paradigmatische Forschungsstile“ (S. 30) eröffnet. In den folgenden sieben Beiträgen stehen dann zentrale Vertreter verschiedener Forschungsansätze im Zentrum: Anselm Strauss (Bruno Hildenbrand), Erving Goffman (Herbert Willems), Harold Garfinkel und Harvey Sacks (Jörg R. Bergmann), Paul Willis (Rolf Lind-

ner), Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy (Maya Nadig und Johannes Reichmayr), Clifford Geertz (Stephan Wolff) und Norman K. Denzin (Yvonna S. Lincoln). Das Dilemma der Autoren dieser Beiträge wird beim Lesen deutlich: Einerseits steht der Versuch, den Forscherhabitus der Genannten herauszustellen, der andererseits mit einem konkreten Forschungsansatz verquickt ist. Diese Forschungsperspektiven und -haltungen darzustellen, stehen jedoch in Gefahr der Redundanz gegenüber anschließenden Beiträgen im Theorie-, Methodologie- oder Methodenteil. Dennoch kann ein übergreifendes Fazit dieses Abschnittes sein: Forschungsansätze ermöglichen und verhindern die Umsetzung konkreter Forschungsstile, die auf habituellen Dispositionen aufrufen. Aber noch eine zweite ‚Lesart‘ lässt sich zu diesem Teil halten: Ausgang dafür ist die Herausgebersicht, dass es sich bei den genannten Auserwählten um „Riesen“ handelt, „auf deren Schultern wir stehen“ (S. 30). Doch wer ist dieses „wir“? Wenn dabei nicht nur die Herausgeber, sondern auch deren Kollegenschaft gemeint ist, dann gehört der eingeladene Einsteiger hier nicht dazu. Wissenschaftlicher Nachwuchs wird so symbolisch vor die ‚Riesen mit paradigmatischen Forschungsstilen‘ gestellt. Beim näheren Hinschauen zeichnet sich hier der Entwurf einer Generationsbeziehung dieser ‚normal science‘ ab: Da sind auf der einen Seite die Vor-Bilder, die kollegial gewürdigt werden – und gern hätte man noch „Howard S. Becker, Marie Jahoda, Dorothy K. Smith, Ulrich Oevermann oder William F. Wythe und einige andere, die alle zu dieser Galerie hinzugehören“ aufgenommen, diese Riesen „mögen verzeihen, dass sie sich hier nicht wieder finden“ (S. 31). Auf der anderen Seite sind die eingeladenen Besucher dieser Ausstellung, die unter der Hand als Nachahmer dieser paradigmatischen Forschungsstile konzipiert werden. Gleichwohl bleibt dieser zweite Teil des Bandes ein Konzeptionsvorschlag für die noch ausstehende Geschichtsschreibung qualitativer Sozialforschung. Diese kann

weder allein auf die Darstellung der Entwicklung scheinbar ‚entpersonalisierter‘ Diskurse beschränkt bleiben, noch der Gefahr erliegen, im Lichte eines Summariums von Hagiographien herausragender Forscher zu erscheinen. Vielmehr empfiehlt sich eine Berücksichtigung neuerer Ansätze in der Disziplingeschichtsschreibung, in denen die Konzentration auf die Biographik von Denkkollektiven im Zentrum steht und der Einfluss wissenschaftsexterner Faktoren auf Erkenntnisgenerierung betont wird. Beinahe wäre er also geblieben, der Beigeschmack, dass auf die Frage ‚Wie qualitative Forschung gemacht wird‘, die Antwort gegeben wird: über die Orientierung an den Schulen der ‚Riesen‘ – wäre da nicht am Ende der Ahnenreihe Norman K. Denzins „Leben in Bewegung“, das von Yvonna S. Lincoln porträtiert wird. Mit dieser Zeichnung eines ‚Riesen‘ der Dekonstruktion solcher Ahnengalerien der qualitativen Forschung wird das paradoxe Moment dieses Abschnittes laut.

Auch wenn es die Überschrift des *dritten Teils* suggeriert, wird dort nicht eine „Theorie qualitativer Forschung“ vorgestellt. Vielmehr findet der Leser hier einerseits die bereits genannten Beiträge zu grundlegenden Bezugstheorien qualitativer Sozialforschung, andererseits gegenstandsspezifische Forschungsprogramme und Theorieentwicklungen. Bei der Systematik dieses Teils wurde demnach implizit auf differente sozialwissenschaftliche Konzeptionierungen des Theoriebegriffs zurückgegriffen, die übrigens in einem Methodologiebeitrag im vierten Kapitel des Bandes von Werner Meinefeld expliziert werden. Vor dem Hintergrund dieser überzeugenden Herausarbeitung des Stellenwertes von Wissensformen aus allgemeintheoretischen und gegenstandsbezogenen Konzepten sowie Alltagstheorien für die einzelnen Phasen des gesamten Forschungsprozesses, wäre eine Unterteilung des Kapitels sinnvoll gewesen. In dem Teil der gegenstandsbezogenen Konzepte findet nun der Leser profunde Beiträge zur Qualitativen Biographieforschung (Winfried Marotzki), zur Qualitativen Generations-

forschung (Heinz Bude), zur Lebensweltanalyse in der Ethnographie (Anne Honer), zu Cultural Studies (Rainer Winter), zur Geschlechterforschung (Regine Gildemeister), zur Organisationsanalyse (Lutz von Rosenstiel) und zur Qualitativen Evaluationsforschung (Ernst von Kardorff). Jede Systematik wirft jedoch auch ‚blinde Flecken‘, hier etwa auf den Bereich der Medienforschung, der Bildungsforschung, der Professionalitätsforschung, die aktuellen Diskussionen zur Kindheitsforschung und ihrem Verhältnis zur Jugendforschung etc.

Zu Beginn des *vierten Teils* zur Methodologie qualitativer Forschung gibt Uwe Flick einen systematischen Überblick zur Konzipierung eines Forschungsdesigns und einige Hinweise zur Antragstellung für die Bewilligung von Sachbeihilfe. Darüber hinaus findet der Interessierte in diesem Kapitel gut strukturierte und weiterführende Beiträge, etwa von Werner Meinefeld zu Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Forschung und von Jo Reichertz zur Abduktion, Deduktion und Induktion. In den daran anschließenden Beiträgen zu Fallauswahl, Sampling, Fallkonstruktion wird der damit verbundene Abgrenzungsdiskurs zwischen qualitativen und quantitativer Forschungslogiken hinsichtlich seiner Kontraproduktivität kritisiert (Hans Merckens) und in eine Diskussion um Transversalitätsphänomene überführt (Udo Kelle/Christian Erzberger). In dem Beitrag von Uwe Flick zur Triangulation qualitativer Methoden werden unter Rückgriff auf bereits etablierte Systematisierungsversuche entsprechende Varianten vorgestellt. Dabei findet sich auch ein Verweis auf die implizite Triangulation in ethnographischen Ansätzen (S. 314), deren weiterführende Diskussion gerade hinsichtlich der Gefahren, aber auch Potentialitäten einer Nivellierung methodologischer Probleme von Interesse gewesen wäre. Ines Steinke setzt sich im letzten Beitrag des Methodologieteils mit dem Widerspruch auseinander, für die stark fallbezogene und explorative Konzipierung und Umsetzung eines Forschungsdesigns, „ei-

nen universellen, allgemein verbindlichen Kriterienkatalog zu formulieren“ (S. 323), auf dessen Grundlage die Qualität qualitativer Forschung gesichert werden kann. Diese noch recht junge Diskursarena findet hier profunde Anregungen für eine weiterführende Bearbeitung damit verbundener methodologischer und forschungspraktischer Probleme.

In dem anschließenden *fünften Teil* findet der Leser auf etwa 250 Seiten 22 Beiträge unter der Überschrift „Qualitative Methoden und Forschungspraxis“. Implizit ist dieser Teil folgendermaßen systematisiert: Nach dem äußerst lesenswerten Beitrag von Stephan Wolff zu Problemen und Ambivalenzen in den Phasen des Feldzugangs, werden etablierte Erhebungsverfahren vorgestellt. Neben einer Erläuterung verschiedener Interviewformen, verweist Christel Hopf auf ambivalente Einschätzungen der erkenntnisgenerierenden Potentiale gescheiterter Forschungspraxis. Leicht verständlich und lesenswert, daher auch in der Lehre gut einsetzbar, dürfte der Beitrag von Harry Hermanns sein, wo das „Interviewen als Tätigkeit“ in der Figur des „Stegreif-Dramas“ theoretisiert wird (S. 361). Neben Dilemmata der Interviewsituation werden forschungspraktische Herausforderungen des Gefühlsmanagements, des Recorder-Unwohlseins, der Schaffung eines Gesprächsklimas und der Öffnung einer Bühne herausgestellt und die Doppelrolle des Interviewers diskutiert. Schließlich werden Verführungsspielen, wie Schonverhalten, Angst sowohl vor Peinlichkeit, Intimverletzung oder Persönlichkeitskrisen als auch vor Schweigen ebenso thematisiert, wie das Selbsterleben des Interviewers als Ausbeuter, das sich lediglich im „Gefühl der glücklichen Koinzidenz“ (S. 366) auflöst. Die abschließenden ‚Regieanweisungen‘ sind schließlich eine gute Möglichkeit, das eigene Vorgehen beim Interviewen zu entscheiden. Stringent in Absetzung zu Interviewverfahren, die hinsichtlich ihrer individuellen Isolierung kritisiert werden, stellt Ralf Bohnsack einen Beitrag zur Gruppendiskussion. Betont wird auch hier, wie in den

ausgewiesenen Monographien dieser ‚Schule‘, dass es bei diesem Verfahren nicht um die Erhebung von Gruppenmeinungen, vielmehr um kollektive Orientierungsmuster im interpretativen Aushandeln von Bedeutungen geht. Schließlich folgt ein typischer Christian Lüders-Beitrag zum Beobachten im Feld und zur Ethnographie, insofern neben einer profunden Darstellung des Diskussionsstandes auch kritisch anstehende Herausforderungen thematisiert werden, hier besonders die Auswertungsproblematik ethnographischer Materialien, die gewissermaßen im Schatten der „immer wieder propagierte(n) multiperspektivische(n) Zugangsweise“ (S. 399) steht. Dies bildet eine Überleitung zu den folgenden Beiträgen, die methodische Zugänge zu medienspezifischen Datensätzen wie der Fotografie (Douglas Harper), den Film (Norman K. Denzin) und elektronischen Prozessdaten als multimodale Hybride (Jörg R. Bergmann/Christoph Meier) in das Zentrum stellen. Web-Seiten, so Jörg R. Bergmann und Christoph Meier im letztgenannten Beitrag, müssen „als eigenständige kommunikative ‚Gattung‘ verstanden werden, für die die Amalgamierung verschiedenster Darstellungselemente konstitutiv ist“ (S. 432). Daraus ergeben sich Probleme sowohl bei der Dokumentation als auch Auswertung, deren Lösung in einer ‚ethnosemantischen Vorgehensweise‘ entworfen wird. Es zeigt sich, dass in diesem Bereich der qualitativen Sozialforschung noch grundlegend offene Fragen bestehen. Ein Bruch in der Systematik dieses Abschnittes ist der folgende, informative Beitrag von Sabine Kowal und Daniel C. O’Connell zur Transkription von Gesprächen. Gewissermaßen wird darüber implizit eine Zäsur zwischen Beiträgen vorgenommen, die sich eher auf die Erhebung und die Herausforderungen von Datenmaterial konzentrieren und Beiträgen, die Auswertungsmethoden in das Zentrum stellen. So folgen nun profunde Darstellungen zur Analyse von Leitfadeninterviews von Christiane Schmidt, zur Analyse narrativ-biographischer Interviews von Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-

Rosenthal, zur Qualitativen Inhaltsanalyse von Philipp Mayring und zum theoretischen Codieren von Andreas Böhm. Schließlich findet sich auch ein Beitrag von Udo Kelle zur computergestützten Analyse qualitativer Daten – äußerst lesenswert auch für Skeptiker. Denn hier wird nicht euphorisch angepriesen, vielmehr werden kritisch mögliche Einsatzbereiche diskutiert: Techniken zur Organisation und Verwaltung von Daten, Codierung und formale Relationierung von Textpassagen und schließlich deren graphische Darstellung in Netzwerken. Kelle weist schließlich auf bestehende Bedenken hin, etwa hinsichtlich der methodologisch unreflektierten Grundlagen dieser Verfahren und die Gefahr, dass der Fall durch die Konzentration auf Codierkategorien aus dem Blick gerät. Vor dem Hintergrund einer beobachteten Angleichung des Funktionsumfangs verschiedener Softwarepakete, etabliert Udo Kelle schließlich als Auswahlkriterium, wie die „Modelle der Datenverwaltung und Datenpräsentation zum eigenen Denkstil passen“ (S. 487). Link-Verweise auf einen Demo- und Informationspool zur Orientierung werden mitgeliefert. Im Weiteren wird die Vorstellungsrunde etablierter Auswertungsverfahren fortgesetzt: Stephan Wolff liefert einen interessanten Beitrag zur Dokumenten- und Aktenanalyse, Jo Reichertz geht komprimiert auf die Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie ein, gehaltvoll ist auch der Beitrag zur Konversationsanalyse von Jörg R. Bergmann. Mit Hubert Knoblauch und Thomas Luckmann wird schließlich auf die Gattungsanalyse eingegangen, Ian Parker schreibt zur diskursanalytischen Methode, Hans-Dieter König – wie schon erwähnt – zur Tiefenhermeneutik. Kurzum, der Leser findet im Methodenteil ein Fundus an weiterführenden und interessanten, allemal substantiellen Abhandlungen über ein differenziertes Spektrum an Auswertungsverfahren. Deutlich wird jedoch dem Handbuchsleser auch, welche starken Überlappungen es zwischen den dargestellten methodenspezifischen Forschungspraxen gibt. Und so

bleibt zu überlegen, inwiefern angesichts der zunehmenden Ausdifferenzierung qualitativer Forschung eine kontrastierende Diskussion von Forschungsansätzen und -perspektiven die Orientierung durch das dichter werdende Methodengefilde erleichtern könnte. In diesem Teil setzen die leistungswerten Abhandlungen sowohl von Heinz Bude zur Kunst des Interpretierens als auch von Eduard Matt zur Darstellungsproblematik qualitativer Forschung einen interessanten Schlussakkord.

Im *sechsten Teil* des Bandes wird auf kontextspezifische Fragen zur qualitativen Forschung eingegangen. Nach dem Beitrag zur Forschungsethik von Christel Hopf findet der Leser Anregungen zur Lehre qualitativer Forschung von Uwe Flick und Martin Bauer. Schließlich geht Ernst von Kardorff der klassischen Frage nach der Verwendung qualitativer Forschungsergebnisse nach, bis der Leser auf den verheißungsvoll überschriebenen Beitrag von Hubert Knoblauch stößt, in dem es um die „Zukunft und Perspektiven qualitativer Forschung“ geht. Hier wird konstatiert, was m.E. in den Auftakt des Handbuches gehörte: es wird die Etablierung „einer – international bislang kaum wahrgenommenen – Entwicklung eigenständiger hermeneutischer Methoden“ behauptet, die jedoch „auf Kosten dessen, was andernorts als Kern der qualitativen Sozialforschung angesehen wird“ (S. 625) geht. Mit diesem scheelen Blick auf die Ethnographie im angelsächsischen Raum wird ein Plädoyer zur Förderung ethnographischer Orientierungen formuliert, um an internationale Forschung anschließen zu können. Diese keineswegs neue Argumentation bleibt jedoch fragwürdig. Denn gerade die duale Tradition deutschsprachiger Forschung – hermeneutische Textauslegung und soziologisch-theoretische Auseinandersetzung mit dem Kommunikationsbegriff – eröffnet eine starke Potentialität, von der das Handbuch ein beeindruckendes Zeugnis ablegt. Diese gilt es im Weiteren hinsichtlich neuer Herausforderungen für qualitative Sozialforschung zu entfalten, die Knoblauch unter anderem im Kleide der Medienforschung daher kommen sieht. Ge-

rade in Erschließungsversuchen der konstatierten medialen Fortbewegung vom Schrift-Logischem könnte es sich dann auch bemerkbar machen, dass die qualitative Forschung mit der Postmoderne-Debatte hierzulande nie eng verbunden war (S. 631). Ergänzend dazu sieht Christian Lüders eine Weiterentwicklung qualitativer Forschung an eine diszipliniertere Einlösung der Gütekriterien gebunden. Betont wird dabei die Nachvollziehbarkeit der Ergebniserzeugung, die durch eine „Kultur der Plausibilisierung von Forschungsergebnissen“ (S. 634) zunehmend verdrängt wird, und die Verdeutlichung methodologischer Implikationen von Forschungsprojekten. Erschwerend für die Verwirklichung dieser Qualitätssteigerung sind externe Erwartungen, die an qualitative Forschung herangetragen werden und nach Lüders einen „Etikettenschwindel“ (S. 638) provozieren. Diese kritischen Ausblicke auf qualitative Forschung – eine schöne Gestaltschließung für das Handbuch. Und so wirkt der Beitrag von Alexandre Métraux etwas angehängt, in dem eine profunde Auseinandersetzung mit der Frage von Methoden und Theoriebildung à la Anselm Strauss erfolgt – doch noch eine paradigmatische Fokussierung der Eingeladenen am Ende?

Wer sich darüber hinaus weiter orientieren möchte, findet im Serviceteil, erstellt von Heike Olbrecht, auszugsweise Link- und Literaturhinweise zu Lehr- und Handbüchern, Zeitschriften und Buchreihen, klassischen Studien und Aufsätzen qualitativer Forschung, Internetquellen, Software-Programmen zur computergestützten Bearbeitung qualitativer Daten und Hinweise zu Lehre sowie Fortbildungen. Schließlich kann sich der Weitersuchende auf den knapp 100 Seiten starken Literaturverzeichnis sowie Personen- und Sachregister weiterführende Anregungen einholen. Das Handbuch „Qualitative Forschung“ von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke ist unstrittig ein Standardwerk und empfehlenswert.

Ralf Schmidt

Rezension: Peter Loos/Burkhard Schäfer: Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung (= Qualitative Sozialforschung, Bd. 5, hrsg. v. R. Bohnsack; C. Lüders; J. Reichertz). Opladen: Leske + Budrich 2001. 112 S. ISBN 3-8100-2273-X. Preis: € 10,50

Ausgehend von der immer stärkeren Verbreitung sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden und ihrer zunehmenden Ausdifferenzierung, reicht die Lektüre allgemein gehaltener Orientierungstexte für eine fundierte Information über die unterschiedlichen Bereiche qualitativer Sozialforschung nicht mehr aus. Die Autoren des vorliegenden Buchs haben es sich daher zur Aufgabe gemacht, neben grundlagentheoretischen, methodologischen und historischen Hintergründen, vor allem einen praxisorientierten Leitfaden für den Einsatz des Gruppendiskussionsverfahrens, das sich als Erhebungs- und Auswertungsmethode innerhalb der qualitativen Sozialforschung etabliert hat, in konkreten Forschungsvorhaben zu präsentieren. Nach einer terminologischen Klärung unterschiedlicher Formen des Zugangs von Forschenden zu gruppenförmigen, kommunikativen Interaktionen wird die Gruppendiskussion in Abgrenzung zur Gruppenbefragung und zum Gruppengespräch als Gegenstand der weiteren Ausführungen bestimmt.

Im *ersten Kapitel* erfolgt ein historischer Abriss und die Rekonstruktion des Verfahrens. Unter systematischer Perspektive wird die Entwicklung des Gruppendiskussionsverfahrens dargestellt. Beginnend mit der angelsächsischen Entwicklung der ‚Focus Groups‘ und ‚Group Discussions‘ wird im weiteren Verlauf die deutsche Entwicklung nachgezeichnet. Neben den Beiträgen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und des ‚interpretativen Paradigmas‘ werden die Ansätze der praxeologischen Wissenssoziologie diskutiert, die die wesentliche Basis für

die weiteren Ausführungen und den von den Autoren präferierten Zugang bilden. Im Kern steht hierbei die metatheoretische Integration von Prozess- und Strukturperspektiven aus den 70er und 80er Jahren, die durch Ralf Bohnsack, ausgehend von der dokumentarischen Methode Karl Mannheims, vorgenommen wurde. „Gruppendiskussionen von Realgruppen werden begriffen als ‚repräsentante Prozessstrukturen‘, d.h. als prozesshafte Abläufe von Kommunikationen, in denen sich Muster dokumentieren, die keinesfalls als zufällig oder emergent anzusehen sind“ (S. 27). Im Mittelpunkt des Interesses stehen gemeinsame biographische und kollektivbiographische Erfahrungen von Gruppen, die sich u.a. in milieu-, generations- und geschlechtsspezifischen Gemeinsamkeiten in Form „kollektiver Orientierungsmuster“ ermitteln lassen.

Das *zweite Kapitel* greift den Begriff des Kollektiven, der der weiteren Vorstellung des Verfahrens als Grundlage dient, auf und entwickelt ihn weiter. Im Zentrum steht dabei die Überwindung der Dichotomie von Individuum und Kollektiv. Die Diskussion der diesen beiden Polen zuzuordnenden verschiedenen theoretischen Richtungen – ausgehend vom Symbolischen Interaktionismus Herbert Meads über die soziale Verteilung des Wissens bei Alfred Schütz, dem Kollektivitätskonzept der Objektiven Hermeneutik und der Seinsverbundenheit der Interpretation – führt die Autoren zu wesentlichen Schlussfolgerungen für die Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Diese ist gekennzeichnet durch die doppelte Erfassung des Kollektiven. Einmal auf der Ebene des Forschungsgegenstandes selbst, d.h. die Registrierung des thematischen Gehalts einer Diskussion und vor allem deren Genese über die Rekonstruktion der Diskursorganisation sowie auf der Ebene des Interpretierens selbst, d.h. der Berücksichtigung der „Seinsverbundenheit der Interpretation“ durch das Verfahren der komparativen Analyse.

Nach den theoretischen Vorüberlegungen schließen sich in den *Kapiteln drei bis*

fünf praxisorientierte Vorgehensweisen bei der Planung, Anwendung und Auswertung von Gruppendiskussionen an, die sämtlich aus der Forschungspraxis der Autoren stammen und somit einen sehr detaillierten und anschaulichen Charakter besitzen. Ausgehend von der grundsätzlichen Frage nach der Verwendbarkeit des Verfahrens unter verschiedenen Fragestellungen und Erkenntnisinteressen gefallen vor allem die konkret auf den Forschungs- und Erhebungsprozess bezogenen Hinweise, wie z.B. die Frage des Zugangs zu Realgruppen, die Durchführung der Diskussion und die anschließende Dokumentation (Transkription) des Datenmaterials. Dazu gehört u.a. die Präsentation von Transkriptionsrichtlinien. Das *vierte Kapitel* zur Auswertung der erhobenen Daten nimmt seinen Ausgang von der Diskussion des Begriffs der Diskursanalyse, die als wesentliches Auswertungselement von Gruppendiskussionen in den Theoriekapiteln entwickelt wurde. Die Datenauswertung erfolgt als methodisch kontrollierter Prozess zunehmender Komplexität, beginnend mit der Beschreibung des ‚Thematischen Verlaufs‘ der Diskussion über erste Zwischenschritte der Interpretation in Form der Verfahren der ‚Formulierenden Interpretation‘ und der ‚Reflektierenden Interpretation‘ bis hin zur ‚Rekonstruktion der Diskursorganisation‘. Die ‚Fokussierungsmetapher‘ wird als ein zentrales Element der Analyse eingeführt und kennzeichnet Bereiche der Diskussion, in denen der übergreifende Orientierungsrahmen der Gruppe zum Ausdruck kommt. Die Verfahren der ‚Komparativen Analyse‘ und ‚Typenbildung‘ haben den Zweck, von Einzelfällen zu abstrahieren und den Blick auf die sie konstituierenden existentiellen Hintergründe zu lenken. Ein kleiner Abschnitt zu Fragen der Triangulation des Gruppendiskussionsverfahrens mit anderen Methoden empirischer Sozialforschung bleibt auf einer eher allgemeinen Betrachtungsebene stehen und bildet den Abschluss des Kapitels.

Das *fünfte Kapitel* greift das im vorangegangenen Kapitel theoretisch diskutier-

te Auswertungsverfahren der dokumentarischen Methode am Beispiel von drei Fallanalysen auf und versucht, die Rekonstruktion des forschungspraktischen Vorgehens bei der Auswertung von Gruppendiskussionen exemplarisch aufzuzeigen. Die Beispiele stammen aus der Forschungspraxis der Autoren und greifen unterschiedliche methodologische Topoi sowie eine jeweils andere Form kollektiver Erfahrung auf. Als Interpretationsbasis dienen in allen Fallbeispielen Transkriptionsausschnitte, die den Nachvollzug der einzelnen Interpretationsschritte der Autoren ermöglichen. Die Arbeitsschritte der Formulierenden und Reflektierenden Interpretation werden am Beispiel einer Gruppendiskussion mit Angehörigen der Bundeswehr unter der Perspektive des Geschlechterverhältnisses dargestellt. Die komparative Analyse wird an einem Vergleich von zwei Gruppen junger Musiker expliziert und widmet sich der Frage, welche Stilfindungsprozesse bei den untersuchten Jugendlichen zu finden sind und welche biographie- und milieuspezifischen Hintergründe für die Ausprägung dieser Stile verantwortlich sind. Das dritte Fallbeispiel greift den interessanten und bedeutsamen Aspekt der Formulierung der Eingangsfrage und der Standortgebundenheit des Interviewers auf. Über die Kontrastierung zweier stark altersmäßig unterschiedener Gruppen werden generationsspezifische Mediennutzungs- und Aneignungskulturen in Ostdeutschland exemplarisch vorgestellt.

Das abschließende *sechste Kapitel* greift die theoretischen Überlegungen der Anfangskapitel noch einmal auf, fasst diese zusammen und plädiert für den Einsatz des Gruppendiskussionsverfahrens zur Analyse von milieu-, geschlechts- und generationsspezifischen kollektiven Orientierungsmustern. Die Autoren sehen die von ihnen präferierte Form des Gruppendiskussionsverfahrens als positive Ergänzung zu Ansätzen in der Biographieforschung und halten die Analyse „kollektiver Biographien“ unter Vermeidung individualistischer Verkürzungen für sinnvoll

und möglich. Die Grundannahme der kollektiven Konstitution des Sozialen bietet weitere Einsatzmöglichkeiten des Verfahrens, die über die drei in diesem Buch behandelten kollektiven Orientierungsmuster hinausgehen, von den Autoren jedoch nicht konkret benannt werden.

Fazit: Das vorliegende Buch bietet unter theoretischen Gesichtspunkten einen knappen, aber für den Einstieg in die Thematik sehr guten Überblick über theoretische Grundannahmen für den Einsatz des Gruppendiskussionsverfahrens in den dargestellten drei Bereichen kollektiver Orientierungen. Es gibt kleinere Absätze, die Vertiefungen verschiedener Themen darstellen, jedoch nicht für das Verständnis des ganzen Buches notwendig sind. Hervorzuheben sind vor allem die Passagen, die die Anwendung des Verfahrens betreffen. Die reichhaltige Forschungser-

fahrung der Autoren schlägt sich in hilfreichen Hinweisen für die Vorbereitung und Durchführung der Datenerhebung nieder, die besonders Anfängern sehr nützlich zur Vermeidung von Fehlern sein können. Es gelingt den Autoren, den Forschungsprozess in einer sehr lebendigen und anschaulichen Sprache zu beschreiben. Das Kapitel zur Auswertung der erhobener Daten ermöglicht es dem Leser, die Aufbereitung und Strukturierung der Daten und die einzelnen, zunehmend komplexeren Interpretationsschritte nachzuvollziehen. Der kurze Ausblick am Ende des Buches zeigt plausibel weitere Möglichkeiten des Einsatzes in Forschungsgebieten auf, die über die von den Autoren dargestellten Felder hinausgehen und dürfte der Verbreitung des Gruppendiskussionsverfahrens weiter den Weg ebnen.

